

Die Rivalin

Autor(en): **Bauer, Helene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 19

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

leibhaftig entgegen, die ich in meiner Phantasie geschaut habe, und jedesmal überkommt mich dann das Gefühl, daß da fremde Mächte walten, die unserem wachen Sinne verborgen bleiben. Die Phantasie muß wohl die Kraft der Vorausahnung sein. Einmal ist mir ein schweres Leid widerfahren, das ich vorher einem anderen angedichtet, und alle Qual, die ich meinen Gelben hatte erdulden lassen, ist später übermächtig an mir selbst entzündet worden. Es war, als ob sich eine Schuld geheimnisvoll rächen wollte, als ob der von mir erschaffene Mensch stark und frei geworden wäre, nachdem ich ihn entlassen, und nun auf mich abwälzte, was ich ihm einst aufgeladen. Dabei wurde mir nicht einmal die Wohltat des Neuerlebens, die doch alles Schwere durch sein heißes Andringen milder macht. Denn ich wußte voraus, was geschehen würde, ich hatte es selbst beschworen. Wie ein Gebundener mußte ich stillhalten. Haben die Schicksale, die wir erfinnen, vielleicht heimlich, für uns selbst vorbereitet, in unserer Seele geschlafen? Und kommt ein Tag, da sie aufstehen und sich über uns werfen? Vielleicht ist alles Dichten in Menschenschicksalen Frevel? Nur das stille Naturlied ist rein . . .

* * *

Unermülich tanzen weiße Wellenjungenfrauen um eine ferne Klippe. Sie nehmen

einen Anlauf, den Felsen zu erklimmen — aber sie fallen wieder zurück, ich kann ihre leise Klage hören. Die Wellenmädchen sind erwünscht, ewig durch das Meer zu fliegen von Land zu Land. Erst die Schwester, die eine Küste erklimmen hat und einen Mann getroffen, der sich nicht vor der kalten Umarmung scheut und sie aufnimmt in sein Haus — die ist erlöst. Sie darf glücklich bei den Menschen wohnen. Aber wehe ihr, wenn sie von dem Manne verstoßen wird — die mütterliche Flut zieht sie wieder an sich. Weinend muß sie am Ufer stehen, sie verrinnt langsam in den weißen Schaum, löst sich ins Element . . .

Die Wellenmädchen halten sich umschlungen und nahen der Klippe im Reigen, vereint soll es ihnen besser glücken. Sie sind ja blind und wissen nicht, daß es ein öder Felsen ist, auf dem kein Mensch lebt. Nur Gidergänse brüten hier und bedecken die Klippen in so dichtem, weißem Gedränge, daß man nichts sieht als sie und keinen Fels mehr. Um den Vogelberg kreisen Seeschwalben und Möwen wie große fezzige Schaumflocken — Boten des nahen Landes.

Die Wellenmädchen ziehen weiter, vertrieben durch unser Schiff. Und ihr Lied verklingt in der Ferne — Meereswellen, ohne Ruhe irrend von Land zu Land . . .

(Aus: Emil Luca, eine Sommerfahrt.
Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6534.)

Fels im Meer.

Spricht um mich tosend
schäumende Brandung,
wütend zischender Geisergischt;
rollen die donnernden, alles
zerfressenden, wühlenden Wogen,
Stemm ich im Eigenstnn.
Stellt sich der endliche Sieg noch in Zweifel,
ob ihr vererbt seid,
eh ich geborsten;
eines bleibt harte, granitene Wahrheit:

Setzt und auch morgen,
und übermorgen,
und noch in tausend und zehntausend Jahren,
biet ich unendlich stutendem Andrang,
aus ureigenstem, innerem Wesen,
unbeugsamsten,
steges-gellenden,
steinern-spottenden
Felsentrog.

H. Schwammberger.

Die Rivalin.

Skizze von Helene Bauer.

Rrrrrr, rrrrr — das Telephon! Unwillig erhebt sich die Sekretärin. Heute wollen die Störungen auch gar kein Ende nehmen! „Ja, hallo, wer da?“ Eine unbekannte Männer-

stimme! „Entschuldigen Sie, ist vielleicht ein Herr K. bei Ihnen angestellt? Dürfte ich ihn schnell ans Telephon bitten?“

Das Fräulein ruft den Verlangten, nicht

gerade übertrieben freundlich. Denn die Privatrufe gerade für diesen Kollegen, dem ihre wärmste Sympathie gilt, werden ihr oft zu viel. Ihr trüglicher Fraueninstinkt und die ewig wache weibliche Eifersucht — auch da wo kein Recht und Grund vorhanden wäre — wittern dabei immer etwelche Abenteuer.

„Richtig! Herr K. nimmt den Hörer. „Ja, hier K. Ach was, wie fein! So ist sie angekommen! Endlich! Das freut mich aber ungemein! Ja, ich werde über Mittag kommen, sie bei Ihnen abzuholen!“

Das Fräulein Sekretärin hämmert auf die Maschine los, mit großem Nachdruck! Natürlich wieder eine „sie“ im Spiele! Ja, so ist es ja immer!

Der vertrauliche Anruf des Herrn K. an das Fräulein muß zwei- und dreimal erfolgen, bis es den Kopf hebt. „Fräulein, könnten Sie mir nicht etwas vorstrecken bis morgen? Ich habe Nachrichten erhalten und nun brauche ich auf Mittag eine Summe, die ich momentan nicht bei mir habe. Morgen werden Sie das Geld zurückerhalten.“

Das Fräulein kann leider nichts vorstrecken. Das fehlt gerade noch, daß man Vorschüsse gewährt für teure, aber desto pikantere Diners in Damengesellschaft! Da wird gespeist im traulichen Winkel des feinen Restaurants, gelacht

und kokettiert! Und der Wein prickelt durch die Adern, löst Spannungen, und unter seiner Zauberhaftigkeit wird alles zu einem einzigen wonnevollen Genießen! Die Vorfreuden machen jetzt schon Herrn K's Augen glänzen! Nein!

Also die Sekretärin bedauert, es ist nichts mehr in der Kasse. „Nun, da werde ich mir eben anders zu helfen versuchen,“ und damit ist die Sache für den Augenblick abgetan.

Die Mittagsstunde führt die Beiden, wie gewöhnlich, ein Stück weit zusammen auf dem Heimwege.

Und nun erläutert Herr K. dem Fräulein, daß endlich seine längst bestellte Uhr im Bijoutier-Geschäft eingetroffen sei, seine Uhr, die er so lange schmerzlich vermißt habe. „Der Mensch ist doch nur halb ohne Uhr, wenigstens der, von dem man Pünktlichkeit und Pflichterfüllung erwartet.“ Um sie nun abzuholen, müsse er noch Geld haben. Da das Fräulein aber nicht in der Lage sei, ihm dieses vorzustrecken, müsse er erst den Umweg nach Hause machen, um welches zu holen.

Und eilig zieht er den Hut und rennt geschäftig seiner Wohnung zu.

Das Fräulein aber setzt seinen Weg allein fort, ein wenig vertattert — ein wenig beschämt — aber nicht gerade unglücklich über die Ursache!

Heilung vom Zähzorn.

Von Johannes Prüfer.

Bei richtiger Behandlung sind selbst schwere Fälle kindlichen Eigensinns und Zähzorns heilbar. Das Entscheidende dabei ist, daß es gelingt, das stark choleric veranlagte Kind zur Einsicht und zur Selbsterziehung zu bringen. Das kann auf die verschiedenste Weise geschehen. In überaus fesselnder Weise hat einmal ein Geistlicher erzählt, wie er in seiner Jugend sein choleric Temperament zügeln lernte. Die fast tragische Geschichte nahm folgenden Verlauf:

„Mein Bruder und ich — erzählte der Herr — Untertertianer und Untersekundaner, saßen einmal nachmittags gegen 5 Uhr in unserem Arbeitszimmer. Ich war mit einer Kerbschnittarbeit beschäftigt, er trieb irgendwelche Kurzweil. Ein Wort gab das andere. Da fiel es dem anderen ein, mich mit irgendeinem Schabernack zu ärgern. Er kannte meinen Zähzorn und hatte seine Freude daran, mich in den

Harnisch zu bringen. Seine Freude stieg, je mehr ich mich über seine Sticheleien empörte. Schimpfworte flogen hinüber und herüber. Die Bornesröte stieg mir ins Gesicht. Plötzlich reizte es mich, ihm einen gehörigen Schrecken einzujagen: ich wollte ihm mein Schnittmesser mit Gewalt zuschleudern — jedoch so, daß nicht des Messers Spitze, sondern der Griff ihn treffen sollte. Im hohen Bogen flog das meißelartige, spitze Messer von einer Ecke des Zimmers zur andern durch die Luft. Doch welcher Schrecken packte mich, ich hatte nicht bedacht, daß die eiserne Klinge schwerer war als der hölzerne Griff. So drehte sich das Messer in der Luft, die Spitze kam nach vorn und drang durch die Hose in das Dickbein des Oberschenkels, so daß das Blut spritzte. Ich fühlte, wie ich kreidebleich wurde, jener aber triumphierte ob seines Erfolges. Ich eilte herzu, ihm zu helfen, die Wunde zu verbinden. Er aber ver-